Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 8

Artikel: Aus der Geschichte eines Fischerhauses

Autor: Gassner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636458

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

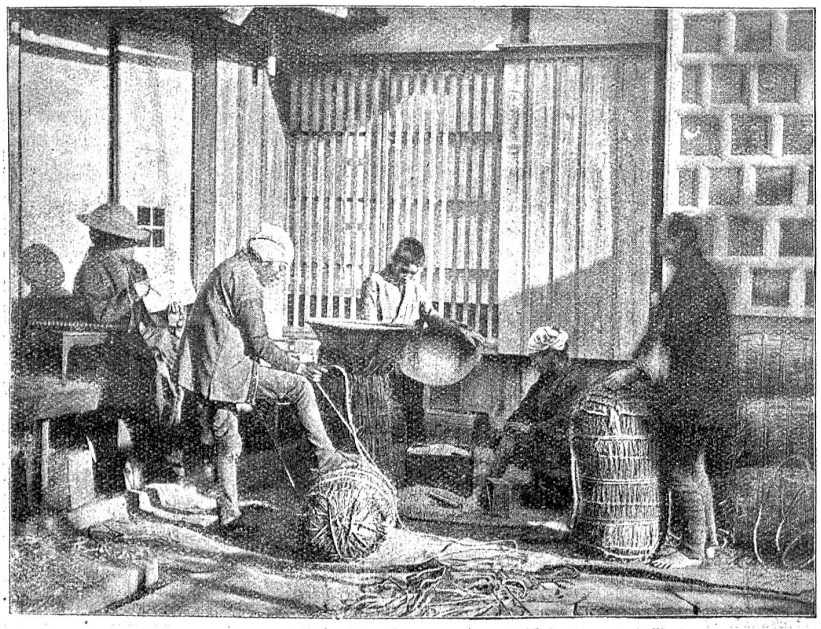
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Verpacken von Reis.

„Glühst du nach innen, Feuerlilie? Laß doch dein Feuer nicht ungenützt und ungesehen verglimmen! Sieh doch, wie alles um dich brennt!"

Er wollte sie fester umfassen, aber der heftige Griff wurde unter ihrem erschrockenen Blick zu einem demütigen Handkuß.

„Verzeih, du seltsamste aller Feuerblumen, ich wollte keines deiner Blätter knicken. Wie kamst du eigentlich zu diesem brennenden Kleid? Trägst du darunter nicht vielleicht das Gewand einer Tempelhüterin?"

Agathe erschrak. Hatte er sie erkannt?

„Es mag wohl sein", erwiderte sie leise und wich dem Forschen seiner Augen aus.

Da tanzte ein glänzendes Paar an ihnen vorbei, eine Prinzessin in goldbestickter Seidenschleppe mit einer goldenen Krone auf schwarzbauschigem Kraushaar und ein mittelalterlicher Richter mit würdevoller, weißer Perücke und weisheitsvollem Stirnrunzeln. Die Prinzessin lachte ein grelles, hohes Lachen, strich sich mit gespielter Grazie die Locken zurück und schaute mit blitzenden Augen um sich.

„Wie, du bist ein Richter aus dem Mittelalter? Sind deine Haare vor lauter Studiertheit so weiß geworden?"

Sie strich ihm mit der Hand rasch ein paar der weißgepuderten Locken zurück, seine eigenen Haare bloßzulegen.

„Ach, schöne Prinzessin, du bist ... Ihre Hoheit sind ..."

Der Richter verfing sich in dem Gewirre seiner Höflichkeit wie in einem Fangnetz und suchte mit linkischer Beflissenheit seinen Geist der Würde seines Kleides anzupassen.

„Ja, so ein Richter hat ein schweres Amt."

Er ächzte wie unter schwerer Last, wühlte eilig seine fernsten Erinnerungen an Schulweisheit auf und ordnete sie in Zeit alter Justiz im Mittelalter. Er mußte wohl unter der Schulbank gelesen oder zum Fenster hinausgeschaut haben, als diese Epoche am Katheder vordoziert wurde, darum war sie für ihn in undurchdringliches Dunkel gehüllt, aus dem nur wie Fackelschein etwas von Hexenprozessen aufzuckte. Und er faßte diese rotflackernde Fackel, mit ihr seine Gelehrtheit aufs Glänzendste zu erhellen:

„Ach, diese Hexenverbrennungen! Eine schlimme Geschichte!"

Er ächzte wieder tief und nachhaltig und bezeugte so unbewußt mehr Weisheit als durch die bestgesetzteste Rede.

Und die „Prinzessin" faßte sein tiefsinniges Schweigen wirklich als den Gipfel geistreicher Versunkenheit auf. Ueber ihren Rücken lief ein unbehaglich ehrfürchtiger Schauer. Sie bereute, das vornehme Prinzessinnenkleid gewählt zu haben und nicht eines der kecken Odalisken- oder Blumenkostüme. Das fürstliche Gewand beengte ihre Derbheit. Sie hatte dieses Kostüm gewählt, um einmal den edeln Frauen gleich zu sein, die Tag für Tag an ihrem armseligen Fenster vorbei in das hochragende Hotel fuhren oder in hellen Seidenkleidern vorüber spazierten. Nun wurde ihr die steife Rolle unbehaglich, trotz der fast respektvoll bewundernden Männerblicke. Der Narr und die Feuerlilie sahen sich in plötzlichem Verstehen in die Augen.

„Arme, eingekerkerte Prinzessin!" lächelte die Feuerlilie.

„Närrischer, unwissender Richter!" spottete der Narr.

Mit plötzlichem Impulse schob er die Maske über die Augen empor:

„Zeige mir nun auch dein wahres Gesicht, Feuerlilie! Du siehst ja, daß es doch überall durchblickt, durch Prinzessinnenseide und richterliche Verbrämung. Unsere Augen sind zu sehend geworden, um sich noch durch Verkleidung täuschen zu lassen."

Und Agathe entblößte nach kurzem Zögern auch ihr feines Gesicht und in lächelnder Vertrautheit sahen sich die beiden Unbekannten in die Augen. Die dunkeltönende Schelle des Narrenkleides läutete warm und tief auf und begleitete ihre Worte mit seltsamer Innigkeit.

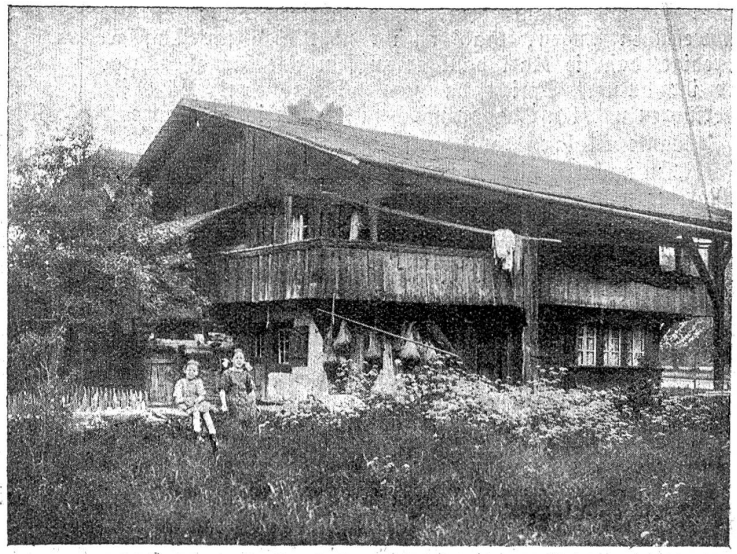
Sie blieben an einem der blumengeschmückten Tischchen sitzen, unterhielten sich mit ernsthaften Gesprächen, feinen Beobachtungen und warmen Scherzen, tanzten wohl auch miteinander, den Genuß schwebenden Gleichmaßes ihrer Seelen auch im körperlichen Rhytmus auszukosten und die unverhüllte Lebenslust verhalten und bewußt mitzuleben.

Als um Mitternacht die allgemeine Demaskierung begann, atmeten der wirkliche Narr im Richterkleid und die erlöste „Prinzessin" erleichtert auf und tauchten befreit nun erst völlig in die Ausgelassenheit des Maskentreibens unter.

Aus der Geschichte eines Fischerhauses.

In der Umgebung von Thun wird kaum ein Punkt so häufig besucht, wie die uralte Fischerstätte in Scherzligen. Hart neben dem ehrwürdigen Gotteshaus der Augustiner von Interlaken steht das Haus Fuhrer, das noch mit Schindeln gedeckt ist und ausgezeichnet zu seiner Umgebung paßt. Die westliche Hälfte des hölzernen Blockhauses trägt die Jahrzahl 1700, den Besitzer Abraham Rötischweiler und folgenden Spruch: Herr Gott, bewar uns dis Hus und alle die da gan in und us, die Husfrouns und die Kinder min laß dir o Gott befolen sin. Für den Neubau lieh der Hausvater beim Landvogt von Wattenwyl in Oberhofen 500 Pfund und setzte seine alte und neue Besitzung als Pfand ein. Damals war Scherzligen noch ein Dorf, dessen Bewohner ein Gewerbe trieben und den Warentransport nach dem Oberlande besorgten. Sogar eine Wirtschaft fehlte nicht. Anno 1724 ließ Abraham Rötischweiler die Ostseite des Hauses neu erstellen und mit Sprüchen bemalen. Die Rötischweiler nahmen in der Gemeinde Schoren eine geachtete Stellung ein. Der Bruder in Homad war ziemlich wohlhabend und testierte dem Schulgut Strättligen 200 Pfund. 1747 ging das Haus an den Tambour Rud. Fuhrer von Oberhofen über, dessen Nachkommen noch heute da als Fischer haushablich sind. Während die Besitzer der Schadau alle Grundstücke aufkauften und die Häuser abreißen ließen, schlugen die Glieder der Familie Fuhrer alle Anerbieten aus. Ihr heimeliges Haus ist in Wagners Reisen (1805) und von Wyß (1816) erwähnt. Auch die Maler fanden in Scherzligen stets dankbare Objekte. So hat Lory,

Vater, vor 100 Jahren ein schönes Gemälde geschaffen: Im Vordergrund das Fischerhaus, beschattet von einem mächtigen Birnbaum, rechts das Aarebassin mit Kirche und Schloß Thun und links im Hintergrund das Stockhorn. Landmädchen schreiten mit ihren Ziegen vorbei und beim Hauseingang bewundern die Leute die an der Wand angenagelten Rachen der Hechte. — Das Haus hat keine Keller, da in früherer Zeit die Aare bei Hochwasser leicht überflutete und laut Tradition die Kähne oft an den Pfosten angebunden werden konnten. Generationen kommen und gehen; ihre Wohnstätte bleibt. Aber wie lang noch? Ringsherum pulsiert neues Leben. Das Patrizierschloß Schadau ist verkauft und das Land der Bauspekulation eröffnet. Im Norden aber rasseln die Krahnen der Kanderkiesgesellschaft in die stille Gegend herein. Und bald werden die Dampfer, die seit 1865 die Scherzligerländte befuhren, durch den neuen Kanal hinabeilen zum Thunerbahnhof. Verwundert mag das alte Fischerhaus den Kopf schütteln ob all dem Getriebe der Jetztzeit und denken: Wie wird's nach weitern 100 Jahren aussehen? Gaßner.



Das Fischerhaus bei Scherzligen.

Aus einem Kinderleben.

Skizze von Johanna Siebel. (Schluß.)

Dann ist Meta einmal, als sie schon für Stunden im Bett lag, durch ein silbriges Lachen vor der Haustür erwacht. —

Ist das ihre Mama, die so lacht? Kann sie denn so lachen? So leicht und sorglos und elfenhaft selig?

Dazwischen der tiefe Klang einer Männerstimme: „Königin, das Leben ist doch schön! Weißt du noch, Hertha?"

Das ist Onkel Robert Hartmann; der bringt Mama nach Hause aus dem Gesangverein.

Meta lauscht staunend auf das silbrige, selige Lachen, auf die träumerische Stimme: „Ja, es ist wieder schön, Robert, und nun, gute Nacht!"

Was für ein strahlendes Feuer aus Mamas Augen bricht, als sie bald darauf ins Schlafzimmer tritt!

Ist es der Widerschein der Kerze? Der Widerschein des Mondlichts, das durch das breite spitzenverhangene Fenster flutet?

„Mammi!" flüstert das Kind.

„Mammi!"

Aber die Mama achtet nicht des Kinderrufs.

Sie setzt sich auf die tiefe Fensterbrüstung, löst ihr braunes, reiches Haar, streicht träumerisch über die weichen Wellen und streift dann hastig die Taille nieder, als wäre es ihr zu heiß, zu Enge in der Hülle.

Und die wundervollen weißen Arme schimmern im Mondlicht, sie verschlingt die Hände am Hinterkopf, neigt das Haupt zurück, und nun sieht man das süße Lächeln, das um den jungen, leichtgeöffneten Mund träumt, wie Morgentau und Sonnenschein auf Frühlingsblumen!

So wunderschön ist die Mama! Wie die Mondscheinfee im Märchenbuch!

Meta schaut mit weiten, sehnenden Augen die Mutter an und ist wie unter einem Zauberbann und wagt nicht, sich zu rühren, wagt nicht, den schüchternen Ruf zu wiederholen. —

Aber sie muß unverwandt das süße Märchenbild beschauen.

Da schwindet langsam das Leuchten aus den herrlichen Frauenaugen. Die Lippen pressen sich aufeinander; der schöne Kopf sinkt matt nach vorn; müde liegen die schmalen Hände im Schoß. Ein schwerer Seufzer hebt die Brust.

Und plötzlich reißt's die Glieder empor; sie fliegt hin zu dem Bettchen, in dem der kleine Rudi schläft... sinkt mit dumpfem Laut in die Knie.

Und wieder dies gequälte, flehende, betende, schluchzende: „O Gott, mein Gott! Wer schützt mich denn in meiner Qual, wenn nicht du, wenn nicht diese?"

Zuckt da nicht der Körper der Mutter in harter Not? Meta beugt sich vor.

„Mammi, so wein' doch nicht!"

Das Kind ist hingehuscht zu der Mutter, hat das heiße Gesichtchen an die tränennasse Wange geschmiegt, hat das warme zitternde Körperchen an die knieende, ringende Frau gedrängt: „Ach, Mammi, wir haben dich ja so lieb, so schrecklich lieb, ich und der Rudibruder!"

„Mammi, so wein' doch nicht!" — — —

„Weiß das Kind?" fragt jetzt Tante Mariens schwankende, kaum verständliche Stimme.

Obgleich sie leise und mühsam spricht, so entgeht dem aufhorchenden Kinde doch kein Wort; es lauscht von neuem aus seinem traurig schmerzlichen Rückerinnern hinein in die bange, schwer zu begreifende Gegenwart.

„Nein, Marie, das erfährt's auch sowieso noch früh genug; Karl wird's ihm wohl am Abend sagen. Der Mann ist wie von Sinnen vor Leid. Er ist ja wie ein Junge verliebt in die Frau gewesen und hat das arme Ding, das keinen Heller und nur seines Vaters verschändeten Namen mit in die Aussteuer bekam, behandelt wie eine Königin... Und mit dem verschändeten Namen hat sie vom Vater das Durchtriebene und Schamlose als Erbstück bekommen! Die Metze, die!"

Tante Malchens harte Stimme wird schrill, und Meta zuckt zusammen. Sie fühlt erbebend in heißerglühender Scham, daß da etwas Böses, Fürchterliches über die Mutter gesagt wird, und kann doch nur in dem dunkeln Wogen der Sinne das eine denken: „Sagt denn Tante Marie nichts? Es ist doch meine Mama!"

„Sei nicht hart!" entgegnet Tante Marie jetzt. „Was wissen wir von dem, was sie gelitten?"

„Gelitten?" höhnt Tante Malchen. „Hat sich was: ‚Gelitten!' Hat einen guten Mann und zwei liebe, gesunde Kinder, ich bitte dich, Marie, was will denn die zu leiden haben? Aber natürlich, so auserlesene Ware schmückt das sündhafte Treiben mit hochtrabenden Redensarten! Hat sie nicht die Stirn und schreibt ihrem guten Mann in dem verruchten Brief von Ringen und Kämpfen und daß sie wisse, ihr Glück um schweren Preis zu erkaufen? Prügel, sag ich dir, Marie, sollte man ihr geben, die Knute, die siebenschwänzige, sollte man sie fühlen lassen, auf daß ihr die schlimmen, schamlosen Mucken und ehebrecherischen Gelüste vergehen! Hab' ich ihr nicht oft genug meine Meinung